

"Mach dich auf und handle!"

Gottesdienst anlässlich der Studienabschlussfeier

19. Sonntag nach Trinitatis, Predigttext: Mk 1, 32-39

Evangelische Universitätskirche Münster, 22. Oktober 2017

Prof. Dr. Traugott Roser

Liebe Gemeinde,

Im vergangenen Sommer besuchte ich aus Anlass meines privaten Reformationsjubiläums die Wittenberger Schlosskirche, auf der Suche nach ein wenig Geschmack für das Universum oder doch zumindest ein Gefühl lutherisch geprägten religiösen Selbstbewusstseins. Ja, wir sind wissenschaftliche, studierte Theologinnen und Theologen, die sich intensiv um Entstehung und Verständnis der Theologie Martin Luthers in seiner Zeit bemühen, wie **Denise Bongers** das im Blick auf die Entwicklung der Sakraments- und „Tauftheologie Martin Luthers“ durch intensives Quellenstudium von der Babylonica bis zu den Schmalkaldischen Artikeln unternommen hat. Aber bei aller akademischen Abgeklärtheit erhoffte ich mir doch ein bestimmtes Gefühl, andächtige Stille, Nachdenklichkeit, vielleicht auch etwas Erbauung?

Es ging mir aber dann doch ein bisschen wie Jesus und seinen Jüngern in der heutigen Predigtperikope aus dem Markusevangelium: Dort heißt es: „Und die ganze Stadt war versammelt vor der Tür.“ In Wittenbergs Schlosskirche war das nicht draußen, sondern drinnen, und es war nicht die ganze Stadt, sondern: die ganze Welt war versammelt, jedenfalls schien es mir so. Horden von Reformationstouristen, wie ich ja selbst einer war. Angesichts einer verunsicherten Welt im Umbruch und unbestreitbar abnehmender kirchlicher Bindung suchten wir wohl durch Erinnerung an die Ereignisse vor 500 Jahren nach Vergewisserung, Bestätigung und einem Zeichen, dass es besser wird.

Und dann stand ich also in der Schlosskirche, in all ihrem später hinzugekommenen Prunk, ihrem Luthergedenken, vor allem aber inmitten einer Schar von Menschen. Kirchenführer stiegen auf die Kirchenbänke und erzählten lauthals und in mancherlei Sprachen ihren Gästen, was zu sehen war. Eine mittelalterliche Musikercombo ließ Minnegesänge erschallen; aber kam dennoch keine ergreifende Stimmung auf, angesichts des vielen Geredes und Klickens. Mit ihren Handys und Kameras wollte jeder Besucher – mich eingeschlossen – diesen besonderen Ort ablichten und sich an aneignen, als ein Souvenir frommer Sehnsucht.

Und inmitten dieser Kirche hängt, als vorübergehende Installation, eine Plastik von Ernst Barlach. Der Schwebende. Diese stille, geisterhafte Figur, im Original von Barlach für den Dom zu Güstrow geschaffen, als Mahnmal des ersten Weltkriegs, und dann – als Entartete Kunst 1941 eingeschmolzen, weil Metall für Waffen gebraucht wurde. Wie durch ein Wunder konnte ein Nachguss gerettet werden, so dass es Abgüsse bis heute zu sehen gibt. Wie in diesem Sommer in Wittenberg. Die schwebende Figur, mit ihren geschlossenen Augen schwebt in der Kirche über den Köpfen der Besuchermassen. Sie schweigt stille, hat sie doch so viel schon gesehen, Zerstörung und Unrecht, Sehnsucht und Widerstand. In der Schlosskirche schwebend, und doch nicht dort auf Dauer festgezurrt. Eine eigenartige Erfahrung war es für mich: statt der geplanten festen Burg lutherischer Reformation erfasste mich die machtvolle Präsenz dieser Ohnmachtsgestalt. Von ihr geht eine Stille aus, die allen frommen Lärm durchdringt.

Gott bricht in die Welt ein. Er ist ganz in ihr und ihr doch völlig entzogen. Er findet Behausung in der Welt, ein Haus, gar einen Tempel, wie David ihn plant und ihn bei seinem Nachfolger auf dem Königsthron in Auftrag gibt. Aber wer meint, Gott auf einen Tempel festlegen, ihn dort geradezu festnageln zu können, dem wird Gott sich entziehen. Sie, lieber **Hendrik Schlaak**, haben sich in Ihrer Bachelorarbeit mit dem künstlerischen Schaffen Ernst Barlachs befasst und Parallelen zu Paul Tillichs Theologie gezogen. Es geht um Transzendenz im Medium der Kunst. Um Sehnsucht nach Sinn. Sehnsucht nach Heil in einer heilosen Welt. Die Plastik von Ernst Barlach vermittelt eine Einsicht in die Transzendenz der Wirklichkeit.

Gerade in einem Jahr, in dem der Protestantismus aus dem Jubiläum der grundlegenden reformatorischen Erkenntnis Kapital schlagen möchte, vermittelt die Figur einen notwendigen Eindruck davon, dass Glaube – wie Gott – fundamental unverfügbar sind, aus ihnen kein Kapital zu schlagen ist. Gerade in unserer Zeit muss Theologie kritisch sein gegenüber ausbeuterischer Verfügung über den Anderen, über das Andere. Dass diese Kritik in intellektueller Redlichkeit erfolgen kann, zeigt die Dissertation von Frau Dr. **Katarína Kristinová**: „Die verbotene Wirklichkeit. Untersuchungen zu der wirklichkeitskonstitutiven Relevanz des christlichen Offenbarungsbegriffs“. Sie beschreibt in ihrer Arbeit, wie durch Funktionalisierung und Bemächtigung die Subjekthaftigkeit des Menschen bedroht ist und weshalb der Respekt vor dem Geheimnis des Anderen eine theologische Tugend ist. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie dabei bei der Figur „Jesus Christus“ selbst, dem Urbild des Menschen.

Am Evangelium, das wir eben in den Worten des Markus gehört haben, kann man genau nachzeichnen, was damit gemeint ist.

Jesus hat in Kapernaum, am See Genezareth, Kranke geheilt. Die heilsame Wirklichkeit Gottes ist eingebrochen in das Leben der Menschen, als Heilung von Leid und Befreiung von bösen Geistern. Das Dorf mit seinen etwa tausend Einwohnern gerät in Aufruhr. Sie bringen alle Kranken und Besessenen zu ihm, und bis zum Abend tut Jesus ihnen den Gefallen und heilt viele, wenn auch nicht alle Kranken. „Super Geschäftsidee!“ möchten sich die Jünger – und vielleicht auch der Gemeindevorstand – gedacht haben. Jedermann wird diesen Heiler aufsuchen; Ströme von Pilgern, wenn das so weitergeht. Von Krankheit und gesundheitlichen Nöten geplagte Menschen sind bekanntlich bereit, weite Wege zu gehen, sich allerhand Prozeduren zu unterziehen und viel Geld auszugeben, um Erleichterung oder Heilung zu erlangen. Lena Stubben hat das im Blick auf Eltern mit unerfülltem Kinderwunsch beschrieben, die Leihmütter bezahlen, Eier einfrieren lassen oder zu Behandlungen ins Ausland fahren, weil sie hier von Gesetzes wegen verboten sind. Der Medizintourismus unserer Tage ist letztlich ja nur eine gesteigerte Form der Begehrlichkeiten, von denen Markus im kleinen Kapernaum berichtet: Die ganze Stadt versammelt vor der Tür: Jedermann sucht dich, fasst Simon – noch nicht Petrus genannt – geschäftstüchtig die Situation zusammen.

Doch „am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, stand Jesus auf und ging hinaus, an eine einsame Stätte und betete dort“. Er entzieht sich, denn, wie Adolf Schlatter formulierte: „Er bringt das Heil, sie wollen Heilung.“ Wie der Schwebende schließt Jesus die Augen, besinnt sich im Gebet seiner Mission, und entzieht sich den Interessen und Sehnsüchten der Menschen, so verständlich diese sein mögen. Er lässt sich nicht festnageln durch fromme Erwartungen, er lässt sich nicht dingfest machen, an keinem Ort, in keiner Konfession, in keiner festgelegten Lehre. Es braucht den Blick nach innen, das Gebet, die Suche nach Gott als der Wirklichkeit in der Wirklichkeit, um von da aus die nächsten Schritte zu planen. Denn Jesus bleibt auch nicht in der Abgeschiedenheit der Wüste, sondern kehrt zurück in den Alltag der Welt, heilend und predigend, Menschen und Welt verändernd. Aber immer wieder entzieht er sich, zwischen Taufe und erstem Auftreten, nach der Speisung von Tausenden am See, und einmal noch: vor seiner Gefangennahme. Alles, was Jesus tut, und gerade das, was er für andere tut, erfolgt in einer

Bewegung von innen nach außen: von Innen durch eine im Gebet geübte Vergewisserung der Beziehung zu Gott, nach außen durch verantwortliches Handeln an und in der Welt. Es war Dietrich Bonhoeffer, der die Bewegung zur Grundlage der „Nachfolge“ gemacht hat, einer christusförmigen Grundlegung des „guten Lebens“, wie **Mirjam Domke** in ihrer systematisch-theologischen Hausarbeit nachzeichnen konnte. Es verwundert nicht, dass Bonhoeffer Jesus auch darin nachfolgt, dass er zu einer täglichen Meditationszeit aufruft, am besten am frühen Morgen. Ja, wie Jesus im heutigen Evangelium auf seiner Wüstenzeit beharrt, so schlägt Bonhoeffer angesichts dichtgedrängter Kalender von Lehrer_innen und Pfarrer_innen vor: „*Wir haben auch vor anderen Menschen ein Recht auf diese Zeit und dürfen sie uns allen äußeren Schwierigkeiten zum Trotz als völlig ungestörte, stille Zeit erzwingen.*“ (Gemeinsames Leben, DBW 5 1987, 75)

Liebe Absolventinnen und Absolventen, wir feiern den Übergang von Ausbildungs- und Tätigkeitsphase in einem Gottesdienst und folgen damit – zumindest im Ansatz – der Bewegung Jesu nach. Zwischen Vorbereitung und Befähigung bedarf es des Gebets, eines liturgischen Innehaltens und Besinnens, bevor es ans Werk, ans Handeln geht. Liturgische Gestaltung hat deshalb immer wieder für Momente der Besinnung, der Einkehr und Umkehr zu tun, bevor es mit Segen hinausgeht in das weitere Leben. Das war – im Zusammenhang der liturgischen Gestaltung der Tauffeier – Thema der wissenschaftlichen Hausarbeit von **Deborah Goldmann**. Zum christlichen Leben gehört die Fähigkeit, sich dem Aktionismus religiöser Eventkultur zu entziehen, wie der schwelende Engel in seiner tiefen Achtsamkeit.

Aber heute wollen wir sie auch ans Werk schicken. Zur Aktion aufrufen, wie es die Tageslösung schon sagt: „Mach dich auf und handle!“ (1. Chr. 22)

Wir haben das Wort im Zusammenhang des Geschichtswerk des Chronisten gehört, einer späten Schrift im Alten Testament, die sich in einem erkennbaren Interesse an der Gegenwart mit der Vergangenheit beschäftigt. Jede Generation wird von Neuem vor die Wahl gestellt, wie sie den Glauben an Gott leben will, inmitten der Anforderungen und Denke der jeweiligen Zeit. Aus der Vergangenheit lernen!, lautet die Devise des Buches. Und das heißt für den Chronisten: von David und Salomo lernen.

Das Losungswort zeigt den Moment der Stabsübergabe des alternden Königs David an den jungen Salomo. Es ist ein Moment weiser Selbsterkenntnis des Alten. Zuviel Dreck hat er am Stecken, zu sehr ist er in seine Machenschaften verstrickt, zu viel Blut klebt an seinen Händen. Das, was jetzt dran ist, kann er nicht mehr leisten. Zu viel Skepsis schlägt ihm entgegen. Bei aller politischen Weisheit, die aus diesem Moment spricht, will ich den Text aber als akademischer Lehrer lesen und verstehen.

Wir, liebe Absolventinnen und Absolventen, bauen keine Tempel. Aber wir suchen als Theologinnen und Theologen nach Wahrheit, fragen nach dem guten Leben, bemühen uns um Sprache, um redlich von Gottes Wirklichkeit in unserer Welt reden zu können. Als alt werdende Lehrerinnen und Lehre, die manches kirchenpolitische und akademische Gefecht gefochten haben, stellt ein Tag wie heute immer auch eine Übergabe von Verantwortung für die Zukunft dar. Wir haben Sie, wie David den Salomo, Methoden zur Bewältigung Ihrer Aufgaben gelehrt, in Ihnen eine Haltung der Redlichkeit, der Demut und des Wagemuts zu wecken versucht. Und wir haben Sie Prüfungen ausgesetzt, ob Sie in Stresssituationen standhalten. Und Sie haben standgehalten. **Mandy Liebetrau** etwa hat in ihrer Analyse von Martin Luthers Sermon vom Wucher „minutiöse Quellen- und Forschungsarbeit“ geleistet, für die ihr Gutachter hohen Respekt zollte. „Es sind insbesondere die feinen mikrologischen Textwahrnehmungen und -deutungen, die ... immer wieder beeindrucken.“ Es klingt wie eine Stabübergabe, wenn Albrecht

Beutel schreibt: „ihr [ist] für die Lutherforschung ein veritable Fortschritt gelungen, der [...] von innovativer Bedeutung sein dürfte.“

Wir vertrauen Ihnen die Theologie der Zukunft an, weil Sie mit der Theologie der Vergangenheit zugleich wertschätzend und kritisch umgehen. So wie **Anna Wallmeyer** das Konzept eines beinahe vergessenen Religionspädagogik, Dieter Stoodt, in seiner Biographie und Rezeption rekonstruiert hat und relevante Impulse bis heute herausarbeitet.

Wir vertrauen Ihnen auch, weil wir wissen, dass Sie sich Scheu, aber mit gebotenen Respekt der Gegenwart stellen. Wie **Lea Steen**, die sich mit dem politisch geforderten Programm der Inklusion den drängenden Problemen des evangelischen Religionsunterrichts nähert. Immerhin hatte Friedrich Schweitzer eine Unvereinbarkeit von Inklusion und konfessionellem Religionsunterricht behauptet. Lea Steen wagt es, dieser Behauptung aus der Perspektive von Schülerinnen und Schülern im Grundschulalter nachzugehen. Sie befragt evangelische Kinder und Kinder anderer (muslimischer) Religion oder ohne Bekenntnis, wie sie sich erklären, dass sie am evangelischen RU teilnehmen oder nicht teilnehmen dürfen. Und es zeigt sich, dass Exklusionserfahrung nicht überwunden wird durch konfessionsübergreifenden Religionsunterricht, sondern durch den politischen Willen zu einem differenzierten Angebot. Glaube hat mit Gerechtigkeit und Gesetz zu tun, ist mit diesen immer wieder neu in Balance zu bringen. Das könnten Sie, Frau Steen nachher beim Glas Sekt mit **Nadja-Elena Blank** besprechen, die diese Balance schon bei Paulus untersucht hat.

Liebe Absolventinnen und Absolventen. Mit dem Segen des heutigen Gottesdienstes möchten wir Sie zur Ausübung Ihrer theologischen Kompetenz in Ihrem künftigen Wirkungsbereich berufen. Sie werden vielleicht, wie der Prophet Jeremia zögern: „Ach Herr, ich tauge nicht zu predigen; denn ich bin viel zu jung.“ Das lässt Gott nicht gelten. Warum, das kann Ihnen im Anschluss **Friederike Giesecke von Bergh** erklären, die sich in ihrer Hausarbeit mit dem hochgradig stilisierten Bild des Propheten befasst hat. Am Ende bewahrt Gott den Propheten in all seinen Anfechtungen. So wie David seinem Nachfolger Salomo sagen kann: Der Herr wird mit dir sein! Wie ein schwebender Engel, verlässlich da, aber niemals verfügbar.

Mit diesem Gottvertrauen bleibt auch uns, Ihren Lehrerinnen und Lehrern nicht viel übrig als der Satz „Mach dich auf und handle!“

Amen